

DER SÄNGER DES ZWEIFELS

Johano Strassers Gedichtband „Labile Hanglage“
(Verlag Brandes und Apsel, Frankfurt 2010)

Einführung der Autorenlesung: Lyrik Kabinett München 14.7.2010

Dass Gedichte, die über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten entstanden sind, über den Autor vielfältig Auskunft geben, ist nicht verwunderlich. Auch dass diese Auskünfte durch die Jahre variieren, versteht sich von selbst. Erstaunlich hingegen ist, dass die Gedichte sich *grosso modo* in Einem gleich bleiben:

Sie alle stammen von einem Sänger des Zweifels.

Sie stammen von einem, der sich nicht aufteilen lässt in den Romancier und den promovierten Philosophen, den habilitierten Politikwissenschaftler und den Essayisten; von einem, der den Dialektiker nicht vom Dialogiker trennt und den Lyriker nicht vom Analytiker der Gesellschaft.

Selbstverständlich kann man ihn bei all diesen Eigenschaften und Verhaltensweisen je einzeln erwischen, zumeist aber fließt eins ins andere, verwandelt sich die soziologische Perspektive in den Erzählerblick für das Leben fiktiver Figuren, dringt der philosophische Diskurs so lange in die Natur ein, bis diese mit eindringlichen Bildern und den ihr eigenen Rätseln antwortet.

Ich spreche vom Typus eines Schriftstellers, der nicht nur selten, sondern rar geworden ist; von einem rundum Gebildeten, der all seine höchst unterschiedlichen Weisen und Fähigkeiten, das Leben zu durchleuchten und sich selbst erhellen zu lassen, im Netz seiner Neugier miteinander verknüpft hat, und offenbar nichts davon hält, sich für Prosa und Gedicht, für Drama und politischen Essay je anders zu kostümieren.

Es geht bei solcher Amalgamierung unterschiedlicher Zugriffe auf die Welt nicht um die Frage, ob die Literatur sich gesellschaftlich verstehen muss oder nicht darf. Es geht ausschließlich um die Frage der Identität des Schriftstellers; es geht um die wechselnden Horizonte, die das poetische Ich liniert.

Bei Johano Strasser, dessen Werk sich ganz anders entwickelt hat, als dies die öffentlichen Schubladen verzeichnen wollen, scheint mir diese Identität in **einer** seiner vielen – er verzeihe mir das Wort – Disziplinen am dichtesten erfahrbar zu sein: In seiner Lyrik.

Das mag erstaunen, wird aber anhand der in dem Band „Labile Hanglage“ versammelten Gedichte schnell einsichtig. Denn die poetische Durchdringung der Welt ist Ergebnis eines bewusst gewordenen Erstaunens, und dieses wird um so größer, je mehr wir wissen und zu wissen begehren. Weil mit dem Wissen die Ungewissheit kommunizierend zunimmt, dürfen wir, im wörtlichen Sinn, ver-wundert sein.

Poetisches Erstaunen hat nichts mit unvoreingenommenem Blick, schon gar nichts mit Naivität zu tun; im Gegenteil, in Strassers Poesie bündelt sich all das, was ihn ausmacht, in einer neuen sprachlichen Freiheit und Präzision, die es ihm ermöglicht, mit Erkenntnissen zu spielen, Bilder kognitiv zu grundieren, scheinbar unumstößliche Hauptsätze durch Metaphern unhaltbar zu machen, Gewissheiten ironisch aufzulösen, lyrisch erzeugte Widersprüche durch Humor abzufedern, die Welt, eben noch in ihrer existenziellen Schichtung erkannt, als Harlekinade zu präsentieren; da sind die Janusgesichter wichtiger als die eindeutigen Stellungnahmen, und alles in allem bleibt **ein** großes, facettenreiches Thema: Der Zweifel.

Zweifeln muss man können, verzweifeln kann jeder.

Johano Strasser hat seine Poetologie des Zweifels über die Jahre seines Dichtens selbstverständlich mit all den Mitteln der Lyrik erarbeitet, die im

Laufe der Sprachgeschichte so reichhaltig geworden sind: Die Brechung eines Wortes durch sein Gegenwort; die Metapher mit all ihrer möglichen Hinterhältigkeit; die Fußangeln des Rhythmus; die Referenz auf die Dichtung, aus der wir kommen; die Landschaftsbilder mit ihrem Trost und ihrem seit der Romantik verbundenen Schmerz, weil wir auf immer von der Natur getrennt sind. Dazu baut der Skeptiker souverän Zustimmungsfallen, um uns, wenn wir gefesselt nicken, sanft auf die Torheit unseres Einverständnisses zu verweisen. Er erfindet Fragen, die sich selbst befragen, um sich mit Gegenfragen zu beantworten.

Es ist eine intelligente Lyrik – und bei diesem Begriff höre ich schon, wie die Bauchredner des Gewerbes stöhnen. So als ob der begründete Zweifel geringer lyrisch wäre als unbegründete Trauer, der ironische Aphorismus unserer Existenz weniger entspräche als der Aufschrei aus den Tiefen des Ich.

Wenn ich von intelligenter Lyrik spreche, meine ich nicht rationale oder intellektuelle Poesie. Ganz und gar nicht.

Es gibt in diesem Band Gedichte, deren Emotion und metaphorische Verschlüsselung mir auch nach mehrmaligem lauten Lesen keinen Zugang erlauben – doch Mal für Mal sich überlagernde Räume und Klänge entstehen lassen, aus denen sich langsam eine subjektive Mitteilung entwickelt. Dabei haben manche seiner Metaphern einen betörenden und verstörenden Glanz, so als trügen sie kein Dunkel in sich und wären blank begreiflich. Das ist eine für uns hergestellte, vor uns hingestellte Täuschung. Denn Strassers Bildwelten sind Spiegellabyrinth, in denen wir uns so lange begegnen, bis wir in uns selbst den Ausgang ins Freie entdecken. Selbstverständlich verfügt er über einen gehörigen Vorrat an Sprachfertigkeiten, die handwerklicher Natur sind. Er kennt den agrammatischen Zeilenbruch ebenso wie die Satzbilder der konkreten

Poesie, die sich auch ironisch anwenden lassen; er weiß sehr genau, wann er sich im Strophenbild klassischen Vorbildern nähert; warum er, nach frühen Anklängen, expressionistische, gar durchaus vergnüglich-dadaistische Fährten verlassen hat. Doch das sind nicht die entscheidenden Erfahrungen, die man beim Lesen dieses Bandes macht.

Entscheidend scheint mir, dass er in jedem der von ihm ausgewählten Texte aus dreißig Jahren sich selbst aufgespürt, gefunden und wieder versteckt hat. Er ist völlig in ihnen enthalten; doch niemals preisgegeben.

Wiederum hat das nichts mit Gefühlsvermeidung zu tun. Es gibt geradezu aquarellierte Liebesgedichte auf dieser „labilen Hanglage“; Naturgedichte, aus denen ein wundervolles, hörbares Schweigen fließt.

Und die zunehmend formulierte Nachdenklichkeit über die Lebensspanne, die dem Schreibenden bleibt, kennt durchaus Melancholie und letzte Fragen – die freilich auch Strassers Grundfragen an unsere Spezies sind. Mit intelligenter Lyrik meine ich, dass ich an ihr viel Spontanes, doch nichts Unbedachtes finden kann. Viel Musik, kein Gedröhn; viel Witz, keinen Klamauk; viel Stil, keine Manierismen.

Ich habe bisher keines der Gedichte zitiert, weil ich möchte, dass Sie meine Behauptungen selbst lesend überprüfen. Johano Strasser wird seine Auswahl vortragen, aber auch die Autorenlesung kann an diesem Abend immer nur ein Vorgeschmack des 160 Seiten starken Bandes sein.

Um das, wie ich glaube, wichtigste Ingrediens dieser Poesie – unter dem stets mitschwebenden Zweifel – zu erfahren, müssen die Texte nachgelesen werden. Dieses Ingrediens ist etwas, das man nicht leicht bei einem so durchtrainierten Skeptiker vermutet:

Lebenshoffnung.

So unüberhörbar der Zweifel, der Selbstzweifel in diesen Gedichten aufklingt und poetisch gelungen ist, so beharrlich hält sich darunter der Grundton einer erstaunlichen, ja geradezu mitreißenden Zuversicht. Nicht, dass sie dezidiert ausgesprochen würde: Sie ergibt sich aus dieser Lyrik wie eine einfache Summe aus hochkomplexen Rechnungen.

Solch nüchterne Ermutigung im Gedicht in die Welt zu schicken und nicht als politisches Programm, ist ein waghalsiges Projekt, vielleicht aber auch der einzige noch nicht verseuchte Pfad der Hoffnung.

Dazu gehört das Vertrauen des Dichters darauf, dass die musikalischen, die wörtlichen, die metaphorischen Anspielungen auf die wunder-volle Strecke der deutschsprachigen Poesie mitgehört, mitgelesen und mitverstanden würden.

Nicht ohne Grund klingt Rühmkorf gelegentlich an und wird an einer Stelle, neben Klopstock, ausdrücklich genannt. Und Rühmkorf, der funkelnde Meister unserer Sprache, hat selbst spielerisch mit Verweisen gearbeitet und derart die Literatur, aus der er wuchs, gefeiert.

Unsere entmutigende Erfahrung besagt freilich, dass die Fähigkeit, den lyrischen Gesamtklang der deutschen Sprache von Walter von der Vogelweide über Heine bis heute vernehmen zu können, verschwindet. Doch der Schriftsteller, der Gedichteschreiber zumal, kann gar nicht verhindern, dass er anspielt, anklingen lässt und sich, von der Bibel bis Brecht, auf das Textkontinuum der Sprachkunst bezieht. Wann immer wir schreiben, sind wir von unseren Vorgängern freundlich umstellt. Doch wenn wir mit dem Anklang einst vertrauter Verse bei unseren Lesern kein Echo mehr erzeugen können, entzieht sich ihnen auch die damit intendierte Bedeutung. Wir müssen uns nichts vormachen: Längst geht ein tiefer Riss

durch die Sprache. Die deutsche Literatur sinkt zurück in das Dunkel des Unerinnerten.

Strasser folgert nicht, dass man in unserer selbstreferentiellen Zeit möglichst auf eine *tabula rasa poetica* schreiben sollte, sondern er beharrt auf unserem historisch-ästhetischen Kontext. Auf dem verblässenden Erbe. Das ist nicht nur eine mutige, das ist eine richtige, ich meine: sogar notwendige Entscheidung. Denn, so widersprüchlich das klingen mag: Die größte poetische Freiheit liegt darin, sich des Reichtums unserer Dichtung im Sinne von innerer Verfügbarkeit bewusst zu sein.

Was nicht heißt, Traditionen zu folgen, sondern: sich in lebendige Verbindung zu setzen mit denen, die genau so um jedes treffende Wort gerungen haben. Und aus dem Schreiben ihr Leben gewannen.

Vielleicht ist damit auch der innerste Anlass für Strassers Gedichte benannt: Das Leben gewinnen, auch wenn die „Hanglage labil“ ist.

Lassen Sie mich zum Schluss nun doch zwei Zeilen zitieren, zwei nur aus einem langen Gedicht, das unserem Freund Adel Karasholi gewidmet ist und in dem es um das Altern und den Blick auf die immer kürzer werdende Strecke nach vorn geht. Hier hat Johano Strasser die Zuversicht unwiderleglich in zwei Verse gestanzt, in denen er für sich und uns das Recht auf Resignation zeitlich definiert:

„Bevor es zu spät ist,
ist es zu früh.“